

Interview Grünbein und Lewitscharoff

"Freude, Freude, Freude!"

Die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff erhält am kommenden Samstag den Büchner-Preis, Deutschlands wichtigste Auszeichnung für Literatur. Durs Grünbein hat ihn schon seit 1995. In Rom sprach Alexander Cammann mit den beiden über Schreiben und Ruhm, Tod und Nachleben – und über unsere Solidarität mit dem Süden.

Von Alexander Cammann

Aus der ZEIT Nr. 44/2013 24. Oktober 2013 

Es ist ein paradiesischer Ort, diese weitläufige Villa Massimo. Hier ist Sibylle Lewitscharoff gerade Stipendiatin; sie schreibt an ihrer Büchnerpreis-Rede und an ihrem ersten Kriminalroman "Killmousky", der im kommenden Frühjahr erscheint. Wir sitzen im Garten hinter ihrem Studio und palavern unter Zikadengesang, über Gott, die Welt und die Literatur. Durs Grünbein kommt auf dem Fahrrad vorbei; kürzlich ist er mit seiner Familie aus Berlin gänzlich in die Ewige Stadt gezogen. "Irgendjemand müssen wir auf die Palme bringen", lacht die Gastgeberin, derweil Grünbeins Zigarre die Mücken nicht sonderlich abschreckt.

DIE ZEIT: Frau Lewitscharoff, Sie sind zuletzt mit Preisen überhäuft worden. Jetzt erhalten Sie Deutschlands bedeutendste Auszeichnung für Literatur, den Büchnerpreis. Sind Sie dennoch etwas nervös?

Sibylle Lewitscharoff: Natürlich hat das eine andere Bedeutung, und eine Büchnerpreis-Rede kann ja auch eine besondere Wirkung entfalten. Aber die Freude ist natürlich riesig, Freude, Freude, Freude! Obwohl ich ja auch die gierige Diskussion kenne, Frauen auszuzeichnen, eine Gier, die ich als solche nicht teile. Mir ist es vollkommen wurscht, ob Mann, ob Frau oder ein Krokodil ausgezeichnet wird, wenn es nur gut ist. Ich sähe mich nicht so gerne quotiert.

Durs Grünbein: Vielleicht wurdest du ja als Krokodil nominiert.

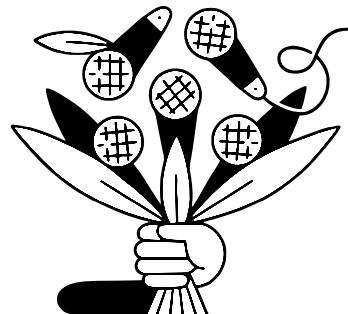
Lewitscharoff: Oh ja, das wäre natürlich das Allerbeste! Übrigens will man bei Preisen immer, dass man nicht der Einzige oder der Letzte ist, der den Preis bekommt.

Ein Abend. 14 Podcasts

Der erste ZEIT Podcast Club

»Verbrechen«, »Das Politikteil«, »OK, America?«, »Nur eine Frage« und viele mehr: Beim ZEIT Podcast Club treffen unsere Podcasthosts in einem großen Medley aufeinander.

**Samstag, 1. November 2025 / silent green,
Berlin**



Jetzt Tickets kaufen [<https://doo.net/veranstaltung/198550/buchung>]

Datenschutzhinweis [<https://datenschutz.zeit.de/zon>]

Grünbein: Es geht immer um den Letzten. Die anderen verschwinden hinter dem Horizont. Wer kann sich die Gesellschaft, in die er da gerät, schon aussuchen?

Lewitscharoff: Es schmerzt durchaus, wenn ein aus der eigenen Sicht Unwürdiger den gleichen Preis bekommt und dadurch alles etwas entwertet wird. Die nagende Frage bleibt ja: Gab es Ausrutscher, oder sind wir selber die Ausrutscher?

ZEIT: Sie, Herr Grünbein, haben den Büchnerpreis 1995 als 33-Jähriger bekommen.

Grünbein: Mich traf es wie ein kalter Schlag. Es war so früh, dass ich schnell die Spekulation daran begriff, auf mein jugendliches Alter, den kommenden Kurswert. Kurz zuvor hatte man mich in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung gewählt, ich schrieb gerade an meiner Vorstellungsrede. Kurz darauf kam der Anruf: Nehmen Sie diesen Preis an? Ich hielt das zunächst für einen Witz. Dann habe ich es von einem Würfelwurf abhängig gemacht und gesagt, dass ich nur einen als Laudator akzeptieren könne: Heiner Müller [<http://>]

[s://www.zeit.de/thema/heiner-mueller](http://www.zeit.de/thema/heiner-mueller). Hätte er abgesagt, hätte ich den Preis abgelehnt. Da wurden alle plötzlich sehr nervös. Aber Müller hat es gemacht. Er sah das ganze als Gesellschaftsspiel.

ZEIT: Ein solcher Preis kann ja auch Bürde sein. Denken Sie manchmal, dass Sie ihn besser später bekommen hätten?

Grünbein: Nein, ich bin ganz froh, dass ich durch diesen Feuerreifen geschubst wurde.

Lewitscharoff: Da ich jetzt ein bisschen älter bin, hatte ich solche Nöte nicht. Freilich habe ich spät, ich war über vierzig, angefangen zu veröffentlichen - und bis heute nicht sehr viel.

Grünbein: Die Frage des Verdienstes stellt sich bei dir nun ganz und gar nicht!

Lewitscharoff: Aber sie ist für einen selber nicht beantwortbar. Ob man etwas verdient, das weiß nur Gott; wir selber sind befangen.

ZEIT: Und wie stark wirkt der Name Büchner?

Grünbein: Er bleibt bahnbrechend für alle. Früh verstorben, bleibt er die Spernova der deutschen Literatur, alterslos. Er ist der erste genuin moderne unter den deutschen Klassikern. Noch Kleist steht viel mehr in künstlerischen Traditionen. Büchner ist auf eine rätselhafte Weise darüber hinaus. Er hat den Kreis gesprengt.

Lewitscharoff: Ich fühle mich vom Namensgeber des Preises nicht in Schach gehalten, weil Büchner kein Autor meines glühenden Herzens ist. Das wäre bei mir bei Kafka der Fall, der mich schwer in Bedrängnis bringen würde.

ZEIT: Hat sich Ihr Schreiben verändert im Laufe der Jahre?

Lewitscharoff: Die Veränderung habe ich gerade gemerkt, als ich an einer kleinen Fortsetzung meines Erstlings *Pong* schrieb, *Pong redivivus*. Ich betreibe nicht mehr diese aufgezwickte Extremmetaphorik, mit der ich einst begonnen habe. Ich habe sie hinter mir gelassen - und es wäre jetzt künstlich gewesen, sie wiederzubeleben.

"Ich wollte immer dirigieren, obwohl ich nicht einmal Noten lesen kann."

ZEIT: Was für eine Autorin wären Sie mit Ende zwanzig gewesen?

Lewitscharoff: Ich fühlte mich da bereits als Autorin, weil ich sehr viel schrieb. Das war aber alles furchtbarer Quatsch, und ich war verzweifelt, weil nichts gelang.

Grünbein: Ist das alles vernichtet?

Lewitscharoff: Ja, und ich habe es auch Gott sei dank niemandem gezeigt; da war ich mir in meinem Urteil zu sicher. Mein Kindertraum war eigentlich noch viel fantastischer: Ich wollte immer dirigieren, obwohl ich nicht einmal Noten lesen kann. Als Autor irgendwo herumzuhocken und zu schreiben: Das fand ich nicht so überwältigend. Man will als Halbwüchsiger doch kein Dichter sein!

Grünbein: Warum eigentlich nicht? Ich habe nie an etwas anderes denken können. Aus Feigheit habe ich mit Prosa angefangen. Ich wollte meinen Eltern gefallen, Verwandte bekamen zum Geburtstag die ersten Geschichten geschenkt. Am Anfang gab es seitenlange Beschreibungsakribie. Ich stieß auf den *Nouveau Roman*, las alles von Sarraute, Butor, am meisten gefiel mir Claude Simon. Mit 17, 18 Jahren gab es dann erste Versuche in Versen.

ZEIT: Ihr früher Mentor war Heiner Müller.

Grünbein: Der bekam das in die Hände, trug es weiter, dann war plötzlich der erste Gedichtband da. Die Texte wurden in den Westen geschmuggelt, die Auswahl trafen andere. Ich war überrascht, wie schnell das alles ging.

Lewitscharoff: Wie alt warst du, als Heiner Müller dich las?

Grünbein: Anfang 20. Die Begegnung war ein goldrichtiger Zufall, Müller war die einzige Instanz in der Ost-Literatur, die ich ernst nehmen konnte – der Mann mit dem weitesten Denkhorizont. Bis heute interessieren mich in der Literatur die Denkhorizonte der Texte, ihr Ideengehalt, die Erschütterungen und Brüche.

Lewitscharoff: Die interessanteren Prosaautoren sind ja diejenigen, bei denen eine gehörige Portion von gelungener Reflexion dazugehört: Thomas Mann, Nabokov, Heimito von Doderer. Bei Nabokov wird in jedem vierten Nebensatz etwas rekapituliert, etwas durchschaut und durchdacht. Das ist für mich der Clou des Ganzen – nicht der übliche Beschreibungstrott: Jetzt passiert x und dann macht Y das.

Grünbein: Was in Prosa alles möglich ist, sah ich später bei Beckett und Nabokov oder Exoten wie Witold Gombrowicz. Eine schwindelerregende Entdeckung war eines Tages Jorge Luis Borges ...

Lewitscharoff: ... dem ich noch das Händchen schütteln durfte ...

Grünbein: Du Glückliche! Die Hand des blinden Bibliothekars ...

ZEIT: Eine Initiation mit Folgen!

Lewitscharoff: Ich habe 1977 in Argentinien gelebt, und mein damaliger Mann hat einen Dokumentarfilm über ihn gedreht. Ich saß wie eine Maus in der Ecke seiner großen Wohnung. Dieses Sondergenie, einer der gebildetsten Autoren der ganzen Welt, saß ruhig im Sessel und sprach druckreif.

Grünbein: Er ist das seltene Beispiel für jemanden, dem zugleich Prosa und Poesie frei zur Verfügung standen.

ZEIT: Sie sind beide preisgekrönt – verändert der Ruhm das Schreiben?

Lewitscharoff: Haben wir nicht alle gerne das Krönchen auf dem Haupt?

Grünbein: Ruhm ist keine Kategorie, über die ich lange nachsinne, als Buchtitel ist er schon sehr gewagt. Umstrittenheit würde ich vorziehen. Es ist gut, wenn die Kritiker bellen.

Lewitscharoff: Die Idee vom Ruhm ist schon reizvoll, sofern er sich nach dem Grabe entwickelt – vorher ist es ja ganz schön, aber uninteressant. Spannend wird's doch erst, ob er sich über mehrere Generationen hält. In der Antike war Ruhm die große Maschinerie des Weiterlebens.

Grünbein: Klassizität ist doch nichts als geregelter Nachlebensverkehr. Von Heiner Müller stammt der kluge Einwurf, Wirkung sei wichtiger als Erfolg. Ruhm wird schnell mit Erfolg, Auflagenhöhe, Quote gleichgesetzt. Wirkung ist jedoch viel interessanter, sie ist oft erst nach vielen Jahren erkennbar. Für die Kunst ist Wirkung das große Geheimnis.

Lewitscharoff: Wirkung kann ja zunächst in einem kleinsten Kreis von gedankenmächtigen Menschen stattfinden und von dort auf Schleichwegen weitergetragen werden. Ich kann mir vorstellen, dass in fünfzehn Jahren keiner mehr an mich denkt – aber vielleicht ist es auch anders? Aber die Vorstellung, kein Nachleben zu haben, weder im Himmelreich noch auf der Erden, ist für mich entsetzlich. Sang- und klanglos in den Sarg zu rauschen und niemand erinnert sich nach kurzer Zeit: Wie furchtbar!

Grünbein: Du bist ja die einzige Autorin im Augenblick, die in ihren Büchern beharrlich den Gedanken vom Nachleben umkreist.

Lewitscharoff: Das liegt vielleicht doch am Suizid meines Vaters. Das hat mich verfolgt.

ZEIT: Sie waren damals elf Jahre alt.

Lewitscharoff: Die kindlichen Vorstellungen – Beobachtet er mich? Was ist mit ihm? – waren danach sehr stark. Die private Heimsuchung veränderte sich bald in ein vertrautes religiöses Kindheitsmuster: Alle würden sich irgendwann irgendwo wieder versammeln. Heute ist ein fast naives kindliches Vertrauen in das Nachleben bei mir wiedergekehrt.

Grünbein: Hattest du je die fixe Idee wie Kafka, dass dein Vater deine Bücher lesen sollte?

Lewitscharoff: Ja, einige sind stark an ihn gerichtet. Es ist auch immer noch ein Rechtenwollen mit ihm - und das muss er natürlich erfahren. Aber es ist noch etwas anderes. Meine Schirmherrin über alles, was mir Gutes widerfahren ist, war meine fromme Großmutter. Ich bekomme einen Preis und bin versucht, die Händchen zu falten und "Liebe Großmutter, danke!" zu sagen. Ich habe auch die Vorstellung, meine Großmutter legt im Himmel Fürbitte für mich ein, wenn ich ein böses Kind bin. Diese Vorstellungen klingen albern für einen erwachsenen Menschen, aber sie begleiten mich. Innere Wünsche transportieren im Schreiben große Geheimnisse.

"Beim Schreiben spielen Leser aber nicht die geringste Rolle."

Grünbein: Das Innenleben der Texte wirkt stärker als die Beziehung zum Leser.

Lewitscharoff: Ich habe noch bei keinem Satz, den ich schrieb, je an irgendeinen Leser gedacht.

ZEIT: Aber danach gibt es dann die Leser.

Lewitscharoff: Das ist dann wunderschön. Beim Schreiben spielen Leser aber nicht die geringste Rolle.

Grünbein: Höchstens als Familientheorie: Es wächst in der Leserschaft eine ideale Familie [<https://www.zeit.de/familie/index>] heran. Vielleicht ist das der Schreibantrieb: eine eigene Familie gründen zu wollen.

ZEIT: Frau Lewitscharoff, in Ihren Romanen treibt Sie die Vergänglichkeit ebenfalls um.

Lewitscharoff: Wer sich nicht umbringt, hat ja das Problem, vielleicht einen Todeskampf zu erleben, vielleicht eine tödliche Krankheit, gegen die er sein Inneres aufbieten muss, um sie einigermaßen würdig zu bestehen. Das ist für uns eine riesengroße Frage, ob wir das eines Tages können. Und ich grübele, wie man den Menschen, die einen lieben, den fürchterlichen Schrecken daran nehmen kann.

Grünbein: Mich beschäftigt gerade der frühe Tod von Wolfgang Herrndorf [<http://www.zeit.de/thema/wolfgang-herrndorf>], dem Autor der Romane *Tschick* und *Sand*. Sein Ende vor wenigen Wochen hat sich ja abgezeichnet, und er hat sowohl die Krankheit als auch seinen kommenden Suizid öffentlich in seinem Blog thematisiert. Hier zeichnet sich ein existenzielles Problem ab: Abwarten, bis es so weit ist, oder die Sache selbst in die Hand nehmen?

Lewitscharoff: Dieses Problem ist furchtbar. Aber ich finde Herrndorfs Blog-Einträge besonders schwierig. Eine tödliche Krankengeschichte ist ja noch etwas intimeres als das Sexualleben. Auch wenn es echt war bei ihm, fundamentales Leiden, keine Frage.

Grünbein: Ich habe das gut verstanden. Irgendwann tritt eine Notsituation ein, in der es für den Menschen die einzige Lösung ist. Herrndorf ist einer der wenigen Fälle, in dem das Bloggen seine ursprüngliche Funktion bekommt: das Übermitteln von Gefühlslagen in Echtzeit, das direkte Mitteilen einer Verzweiflung.

Lewitscharoff: Mich beschlich ein Unbehagen dabei. Ich bin mir sicher, dass ich so etwas nicht täte.

Grünbein: Und warum eigentlich soll man etwas dagegen haben, wenn Leute ihre intimsten sexuellen Erlebnisse mitteilen?

Lewitscharoff: Nun ja, es hat doch etwas überhandgenommen damit. Wenn es selten vorkäme, würde ich es gewiss bejubeln als einen Freiheitsrausch. Als Massenphänomen bekommt es eine völlig verlogene Seite: Es ist dann kein Tabubruch, sondern Standard, Konvention.

ZEIT: Eine uralte Frage: Wie kommt das Neue in die Kunst?

Grünbein: Der Zeitgenosse kann dem Neuen nicht wirklich gerecht werden. Dafür gibt es heute so viel überwältigend Neues, in den Technologien, den Umgangsformen, in Moral und Religion. Das war auch ein Impuls der Moderne: Man musste nicht nur modern sein, sondern absolut neu. Diese Leidenschaft teilen wir nun wohl alle. Aber darüber nicht nur kulturkritisch nachzudenken, sondern es in Literatur zu verwandeln, ist schwierig.

Lewitscharoff: Wenn sich uninteressanteren Autoren der Gegenwart verschreiben, dann handeln sie von ortsüblichen Liebeshändeln und all diesem extrem langweiligen Zeug. Da frisst mich die Öde sofort nach drei Seiten an. Ein Autor allerdings hat mich sehr beeindruckt, das ist der Amerikaner David Foster Wallace.

ZEIT: Der 2008 Selbstmord beging.

Lewitscharoff: Sein großer Roman *Infinite Jest* (Auf Deutsch: *Unendlicher Spaß*) zeigt die Veränderungen im Menschen, wenn dieser technisch ausgestattet wird, beschreibt, was Technologien für den Gesellschaftskörper bedeuten: Horror und Glück. Dafür habe ich ihn bewundert.

Grünbein: Bei Wallace gibt es geniale Schilderungen der absoluten Leere des Büroalltags, wie man sich einen halben Tag vergeblich mit einer neuen Software rumschlägt. Sein Blick kam aber aus einer Verzweiflung, ein Menetekel der gegenwärtigen Raserei. Er war sehr unglücklich damit, so wie die meisten, die keine Zeit mehr haben, glücklich zu sein.

ZEIT: Wir sitzen hier in Rom [<https://www.zeit.de/thema/rom>] beisammen. Ist der Süden trotz der europäischen Krise noch ein Sehnsuchtsort?

Grünbein: Ich lebe hier, weil mich der Mittelmeerraum anzieht, Rom ist nur das Hauptquartier. Es gibt hier einen eigenen Lebensraum, der anders beschaffen ist als unser von Max Weber theoretisch erfasster Norden. Brüssel wird es nicht gelingen, die Differenzen über Nacht anzugleichen. Ich war entsetzt, wie schnell die Debatte, die jüngst von dem italienischen Philosophen Giorgio Agamben ausgelöst wurde – seine Idee eines lateinischen, mediterranen Eigenraums –, abgewürgt wurde. Mit zwei, drei Reflexen hat das deutsche Feuilleton die Provokation abblitzen lassen. Wir müssen uns aber klarmachen, dass wir diesen Sehnsuchtsraum jenseits unserer Effektivitätssphäre dringend brauchen. Sollten wir nicht schon im eigenen Interesse den Schuldenausgleich organisieren? Wir profitieren doch alle davon. Mich ärgert die Lebenslüge der Gesamteuropäer, dass sie nicht zugeben können, wie sehr sie den Süden brauchen – zum seelischen Überleben.

"Das Schlimmste wäre eine deutsche Endlösung für diesen Kontinent."

ZEIT: Deutschland ist aber stärker denn je – also doch ein historisches Erfolgskonzept?

Grünbein: Ökonomisch gewiss. Das meiste aber bleibt auf der Strecke. Das Schlimmste wäre eine deutsche Endlösung für diesen Kontinent. Ich kann mir einen Soli-Beitrag Süd gut vorstellen, analog zu dem, den wir für den deutschen Osten akzeptiert haben.

Lewitscharoff: Das Beharren auf der Differenz in Europa ohne Abstoßung ist ein starkes Argument. Die Normierung ist etwas schreckliches, obwohl ich natürlich für die Europäische Union bin. Dem südlichen Leben sollte man aber nicht die Besonderheit rauben.

ZEIT: Dann wäre es auch mit der deutschen Italiensehnsucht vorbei.

Grünbein: ... die ja meistens verächtlich behandelt wurde. Von denselben Leuten, die irgendwann ausgebrannt sind und zur Therapie müssen, deren Ehen kaputtgehen aus Mangel an Dolce Vita.

Lewitscharoff: Italien [<https://www.zeit.de/thema/italien>] hat aber einen echten Niedergang hinter sich – was wurde hier im Film und in der Literatur in den fünfziger und sechziger Jahre Unglaubliches vollbracht, von Pasolini bis Fellini! Heute ist dieser kulturelle Raum ein verkommenes Notstandsgebiet. Spanien und Italien wurden leider erdenschlecht regiert in den letzten Jahrzehnten, Korruption und Nepotismus herrschen hier weitaus stärker als im Norden.

Grünbein: Aber dieses Problem ist seit Jahrhunderten bekannt. Schon bei Dante findest du die Empörung darüber.

Lewitscharoff: Einigen wir uns doch: Die Glorie Italiens möge wiedererstehen!